

Im Dienste des Arbeitgeberverbandes

Autor(en): **Häberlin, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **48 (1968-1969)**

Heft 1

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Dienste eines Arbeitgeberverbandes

HERMANN HÄBERLIN

Auf Ende Februar 1967 bin ich aus der *Geschäftsstelle des Arbeitgeberverbandes schweizerischer Maschinen- und Metall-Industrieller* ausgeschieden, nachdem ich während 38 Jahren den ihr angegliederten Pressedienst geleitet habe. Während dieser langen Zeit sah ich unendlich viel. Es tat sich mir eine ganz neue Welt auf; ich lernte bedeutende Persönlichkeiten kennen, und ich konnte — der tiefste Eindruck — eine eigentliche Revolutionierung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus nächster Nähe miterleben. Also überreichlich Stoff, um hier einige Erinnerungen festzuhalten.

Ich suche den Weg

Seit meiner Jugendzeit war ich ein *richtiger Zeitungsratz*, wobei ich mir — der Familientradition folgend — die «Neue Zürcher Zeitung» als Leibblatt erkor. Während meiner germanistischen Studien stärkte sich dann mehr und mehr in mir die Überzeugung, in dieser Richtung könnte einmal mein Beruf liegen. So besuchte ich in Zürich das journalistische Seminar, das damals von Regierungs- und Ständerat Dr. Oscar Wettstein, einem überaus witzigen und geistvollen Manne, geleitet wurde. Schon vorher hatte ich von Berlin aus mit der «NZZ» angebündelt, in der dann am 24. Februar 1916 mein erster Beitrag unter dem Strich im Feuilleton erschien, weil sein Inhalt auf der Linie meiner damaligen Studien lag.

Das änderte schlagartig, als ich anfangs 1919 — wenige Wochen nach bestandener Doktorprüfung — als Adjunkt in das eben gegründete Sekretariat der Freisinnigen Partei von Kanton und Stadt Zürich eintrat. Hier geriet ich nun völlig in *den Bann der Politik*, die zum Mittelpunkt meiner journalistischen Mitarbeit an verschiedenen, teilweise auch außerkantonalen Blättern wurde. Nebenamtlich versah ich auch einige Jahre die Stelle eines Redaktors am stadtzürcherischen freisinnigen Lokalblatt «Zürcher Volkszeitung». Es war für mich eine sehr strenge Zeit; aber ich lernte wenigstens den Zeitungsbetrieb von außen und innen kennen — eine gute Vorbereitung für die Lebensarbeit, die meiner wartete.

Im Frühling des Jahres 1929 hielt die Freisinnige Fraktion des Kantonsrates ihre Sitzung einmal in einem währschaften Gasthofe am rechten Zürichseeufer ab. Ich nahm auch daran teil, weil mir als Angestelltem des Parteisekretariates die Protokollführung oblag. Nach Schluß der Sitzung gesellte sich Dr. Oscar Denzler von der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik in Winterthur, der Mitglied der Fraktion war, zu mir. Er eröffnete mir dabei, daß der Arbeitgeberverband schweizerischer Maschinen- und Metall-Industrieller, dessen Vizepräsidium er bekleidete, zur Verstärkung des Personalbestandes des Sekretariates nach *einem Journalisten Umschau* halte, und da habe er an mich gedacht. Da ich kurz zuvor meine Stelle bei der «Zürcher Volkszeitung» gekündigt und noch keinen Ersatz gefunden hatte, bekundete ich lebhaftes Interesse an einem neuen Tätigkeitsgebiet, und es dauerte dann auch gar nicht lange, bis man wenigstens bereit war, einen Versuch mit mir zu wagen.

Kein leichter Start

Voraus ging für mich allerdings noch eine Art Hindernislauf. Zunächst erhielt ich den Auftrag, mich beim *Präsidenten des Verbandes*, Dr. H. Zoelly von der Escher Wyß Aktiengesellschaft, vorzustellen. Die überaus freundliche Einnahme wurde mit der Frage nach meinen Saläransprüchen abgeschlossen. Da ich in dieser Hinsicht bisher keineswegs verwöhnt worden war, nannte ich eine so bescheidene Summe, daß mir Dr. H. Zoelly erstaunt zur Antwort gab: «Jä, Herr Tokter, das isch dänn en besser zahlte Poschte.»

Mit mehr Reserve wurde ich von *meinem künftigen Chef*, Rechtsanwalt Dr. Hermann Meyer, empfangen. Einmal war er den Politikern nicht eben hold gesinnt, und doch gehörte ich schon seit sieben Jahren dem Großen Stadtrat (heute Gemeinderat) von Zürich an. Der Herr Oberst erschien auch nicht enthusiastiert, als er mit viel Diplomatie aus mir herauszulocken verstand, daß ich es militärisch nur bis zum Korporal gebracht hatte.

Aber seine Skepsis galt doch weniger meiner Person als dem Amte, das mir zugedacht war. Er hegte lebhafte Zweifel, ob ich mit Zeitungsschreiberei allein auf die Dauer genügend beschäftigt sei. Und er hegte lebhafte Zweifel, ob meine Arbeiten selbst bei gut bürgerlichen Blättern Aufnahme fänden, sofern sie den Arbeitgeberstandpunkt — was er unbedingt verlange — mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck brächten.

Trotzdem: Der Versuch mit mir wurde wenigstens gewagt. Aber *mit Vorsicht*, denn zunächst kam ich zum Zentralverband schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen, dessen Geschäftsräume damals an der Bären-gasse lagen, wo ich meine Stelle am 10. Mai 1929 antrat. Neckischerweise fiel mir später einmal ein Protokoll in die Hände, worin ich lesen konnte,

diese Maßnahme sei getroffen worden, um mich bei Nichteignung leichter wieder los zu werden.

Diese «Deportation», die noch durch einen Landwehr-Wiederholungskurs unterbrochen wurde, in dem mir — nebenbei gesagt — die redaktionelle Betreuung zweier Nummern einer *Soldatenzeitung*, betitelt «Der Landwehr-Hirsch», die Beförderung zum Wachtmeister einbrachte, dauerte aber nicht allzu lange. Schon auf Neujahr 1930 zügelte ich an die Dufourstraße 1 über, die dann während beinahe vier Jahrzehnten meine Arbeitsstätte bleiben sollte. Mein Vertrag über die definitive Anstellung datiert vom 1. Januar 1931.

Auf voller Fahrt

Als ich die Arbeit an dem mir vom Schicksal bestimmten Platze aufnehmen konnte, hatte ich mir schon ein wertvolles Kapital geäufnet: Das *volle Vertrauen des Chefs*. Meine im Versuchsstadium geschriebenen Arbeiten fanden seine Billigung, und auch menschlich kamen wir uns bald näher. Wohl war in meinem Anstellungsvertrag stipuliert, ich hätte in der Regel die volle Bürozeit für den Verband zu verwenden. Davon dispensierte mich Dr. H. Meyer bald ausdrücklich, denn er konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Arbeit eines Journalisten unvereinbar ist mit dem Absitzen bestimmter Bürostunden.

Dieses Zugeständnis größerer Freiheit konnte übrigens ohne jede Gefahr geschehen, denn meinem Charakter geht jeder Zug ins Bohèmehafte ab. Auch *ohne strenge Aufsicht* war es für mich eine Selbstverständlichkeit, meine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. So hatte ich die Gewohnheit, mir auf dem Gang ins Büro ein bestimmtes Tagesprogramm festzulegen. Nichts ließ ich dann unversucht, es auch wirklich zu erledigen, auch wenn häufig genug unvoraussehbare dringliche Aufgaben noch Unterschlupf finden mußten. Übrigens wurden Belege meiner Artikel periodisch den vorgesetzten Instanzen zur Einsicht übermittelt, wodurch wenigstens eine indirekte Kontrolle gewährleistet war.

Einer Szene muß ich aber doch gedenken, da ich eine *Abwesenheit vom Büro* nicht zu dienstlichen Zwecken verwendete. Es war zur Zeit der dreißiger Jahre, als das Hotel Baur au Lac berühmte ausländische Tennisspieler zu Wettkämpfen verpflichtete. Als Tennissarr fühlte ich mich an einem Nachmittag unwiderstehlich zu einem solchen Match, an dem Jean Borotra, der bekannte «fliegende Baske» mitspielte, hingezogen. Nun kann man sich die peinliche Situation vorstellen, als kurz nach mir auch mein Chef auf dem Platze erschien. Es gab aber kein Donnerwetter; vielmehr setzte er sich freundlich geradewegs neben mich und freute sich noch darüber, daß wir auch im Sport die gleichen Interessen hatten.

Nun saß ich also in meinem Büro an der Dufourstraße 1. Jeden Tag brachte mir die Post einen Haufen Zeitungen und gewerkschaftliche Publikationen jeglicher politischen Parteifarbe. Im übrigen blieb ich mir selbst überlassen. Vor mir stand *die Aufgabe*, wie sie in der Ankündigung meiner Anstellung im Jahresbericht 1929 des Verbandes umschrieben war: Die vielfachen falschen Pressemeldungen über Vorgänge bei den einzelnen Firmen wie der Industrie überhaupt zu verfolgen und richtigzustellen.

Über Stoffmangel hatte ich mich wahrlich nicht zu beklagen. Der Rückblick auf durchgekämpfte Streiks füllte damals im Jahresbericht des Verbandes viele Seiten. Daneben prasselten in der linksstehenden Presse und den gewerkschaftlichen Organen sozusagen pausenlos Angriffe auf die Arbeitgeber nieder. Ohne Zögern stürzte ich mich in diesen brodelnden Hexenkessel und schrieb — wie in meinen Agenden festgehalten ist — anfänglich fast jeden Tag einen Artikel.

Bald spürte ich es, daß die bürgerliche Presse für eine *sachliche Darlegung des Arbeitgeberstandpunktes* sehr dankbar war. Mir kamen dabei die schon erworbenen beruflichen Kenntnisse sehr zustatten. Vor allem konnte ich ermessen, was für die einzelne Zeitung tragbar ist, und verstand mich deshalb entsprechend anzupassen. Das mag mit ein Grund dafür sein, daß alles von mir Geschriebene zum Abdruck gelangte. Ein einziges Mal verlangte man von mir Abänderungen am Manuskript, wozu ich mich nicht verstehen konnte, worauf der Artikel ohne weiteres unverändert in einem andern Blatte Aufnahme fand.

Der *erste Artikel*, den ich in meinem neuen Amte schrieb, beleuchtet blitzartig das damalige gespannte Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die «Schweizerische Arbeitgeber-Zeitung» brachte ihn am 18. Mai 1929 unter dem Titel «Jagd auf Menschen». Dieser Titel war entlehnt einem Plädoyer, das Rechtsanwalt Dr. H. Weisflog in einem sogleich näher zu umschreibenden Schwurgerichtsprozeß mit folgenden Worten schloß:

«Nach dem Jagdgesetz, das das Zürcher Volk gestern angenommen hat, sind Treibjagden auf Wild verboten. Die Jagd auf Menschen, die nichts anderes wollen als arbeiten, ist nach Ansicht gewisser Leute aber frei. Das ganze Volk, meine Herren Geschworenen, sieht auf Sie, ob Sie den Mut aufbringen, die Veranstalter solcher Menschenjagden zu verurteilen, indem Sie deren Opfer freisprechen.»

Dem erwähnten Prozeß lag ein tragischer Vorfall, der sich während eines Glaserstreikes in Zürich abspielte, zu Grunde. Belästigungen und Beschimpfungen der Arbeitswilligen mit den gemeinsten Ausdrücken durch die Streikposten waren an der Tagesordnung. Besonders hart wurde einem Glaser, der jeden Morgen frühzeitig von seinem kleinen Heimwesen auf der Forch mit dem Velo zur Arbeitsstätte bei der Burgwies fuhr, zugesetzt. Mitten im Wald wird er einmal von Streikposten gestellt und so schwer mißhandelt,

daß er sich in ärztliche Pflege begeben muß. Wiederhergestellt kauft er sich — nachdem ihm vom Polizisten seiner Wohngemeinde Egg die Ausstellung eines Waffenscheines in bestimmte Aussicht gestellt worden war — einen Revolver, um vor weiteren Überfällen gewappnet zu sein.

An einem Novembertag bricht der Arbeitswillige noch in aller Dunkelheit von zu Hause auf, wird aber trotzdem, als er sich auf seinem Velo der Burgwies nähert, von Streikposten gestellt. Rufe ertönen: «Schlagt ihn tot, den Hund, den Sauschwab; heute gehst du nicht mehr heim.» Da wirft dieser sein Velo fort und eilt ins Tramdepot Burgwies, um dort Schutz zu suchen, wo er aber von einem Tramangestellten hinausgewiesen wird. In seiner Todesangst zieht er darauf den Revolver und streckt den Tramangestellten, den er für einen Verfolger hält, mit einem Herzschuß nieder.

Der Unglückliche kommt vor Schwurgericht, das im ersten Verfahren das qualifizierte Mehr für ein Urteil nicht aufbringt, während dann im zweiten Anlaufe eine neu gebildete Geschworenenbank nach einem glänzenden Plädoyer des Verteidigers zu einem Freispruch gelangte. Ich schloß meinen oben erwähnten Artikel mit folgenden Sätzen:

«Es saßen in diesem Prozeß als *die wahren Schuldigen* auf der Anklagebank jene, die jahraus, jahrein haßerfüllte Unduldsamkeit gegenüber andersgesinnten Arbeitskollegen predigen; die bei ihren Anhängern jenen Geist züchten, der in jedem Andersgesinnten eine minderwertige Kreatur sieht, der gegenüber jede Gemeinheit und jede Brutalität erlaubt ist. Der den verhängnisvollen Schuß auf der Burgwies abgegeben hat, das war ein Opfer dieses roten Terrors.»

Die große Zäsur

Die *erste Phase* meiner journalistischen Tätigkeit beim Verband war also in höchstem Maße von Kampf erfüllt. Als ich Jahrzehnte später beim Räumen des Büros die damals geschriebenen Artikel nochmals «durchschneugte», war ich selbst erstaunt über die Heftigkeit meiner Schreibweise und die beißende Polemik gegen Männer, mit denen ich später auf dem politischen Parkett sehr freundlich verkehrte. Als mildernde Umstände darf ich für mich ins Feld führen, daß ich wohl kaum je einen Streit vom Zaune brach, sondern in der mir aufgedrängten Abwehr handelte.

Da brach ganz unerwartet ein Sonnenstrahl durch den dunkeln Himmel, der einen *grundlegenden Szenenwechsel* zur Folge hatte. Ich konnte aus der Nähe miterleben, wie zwei scheinbar unversöhnliche Gegner sich auf einmal vertrauensvoll die Hände reichten, um den Versuch zu wagen, den unfruchtbaren Kampf zu verabschieden und den Weg der Verständigung zu beschreiten.

Ich denke dabei an das am 19. Juli 1937 zwischen dem Arbeitgeberverband und den in der Maschinen- und Metallindustrie tätigen Gewerkschaften

abgeschlossene *Friedensabkommen*, dessen Leitidee ist, «wichtige Meinungsverschiedenheiten und allfällige Streitigkeiten nach Treu und Glauben gegenseitig abzuklären, nach den Bestimmungen dieser Vereinbarung zu erledigen und für die ganze Dauer unbedingt den Frieden zu wahren». Zur praktischen Durchführung dient ein dreistufiges Schlichtungsverfahren, vor dessen Abschluß «jede Auseinandersetzung in der Presse zu unterlassen» ist.

Es liegt auf der Hand, daß sich mit dem Abschluß dieses Friedensabkommens die Voraussetzungen für meine journalistische Tätigkeit vollständig änderten. In dieser *zweiten Phase* hatte ich — unter Abwehr der von außen unternommenen Störungsversuche — insbesondere um Verständnis für den neu eingeschlagenen Weg zu werben, der hüben und drüben keineswegs sofort allgemeine Zustimmung fand — verständlicherweise, weil er ja wirklich einen abrupten Bruch mit der Vergangenheit bedeutete.

Meine frühere Lust am Disputieren schwand mehr und mehr. Darum übersah ich gerne kleinere Nadelstiche von der anderen Seite und wandte mich lieber der *Propagierung konstruktiver Ideen* zu. Auch in den Quellen, aus denen ich schöpfte, trat eine Verschiebung ein. War mein Stoffgebiet früher weitgehend auf die Maschinen- und Metallindustrie oder doch die Industrie im allgemeinen beschränkt, so zog ich nun meine Kreise weiter. Ich behandelte einfach aktuelle wirtschaftspolitische und soziale Fragen, wobei ich meine Feder durch den im Friedensabkommen geprägten Geist führen ließ.

Dieser Wandel der Dinge erfüllte mich mit großer innerer Genugtuung. Die *Weite des Weges*, der dabei zurückgelegt wurde, findet ihren symbolhaften Ausdruck in Anfang und Ende meiner journalistischen Tätigkeit für den Verband. Mit der «Jagd auf Menschen» begann ich; der letzte Artikel, den ich im Verbandsbüro geschrieben habe, trägt dagegen den Titel «Auf erprobten Wegen» und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß nach hartnäckigen Auseinandersetzungen im engern Baugewerbe auf den 1. Januar 1967 ein neuer Landesmantelvertrag in Kraft trat, der — im Geiste des Friedensabkommens in der Maschinen- und Metallindustrie konzipiert — neben diesem als das bedeutendste Vertragswerk in unserem Lande gewertet werden dürfe.

Die «Werkzeitung»

Neben meiner journalistischen Tätigkeit habe ich in der Zeit der Anstellung bei meinem Arbeitgeberverband beinahe ein Vierteljahrhundert lang auch noch *als Redaktor* der «Werkzeitung der schweizerischen Industrie» gewirkt. Dieses Blatt wurde im Jahre 1933 unter maßgebender Beteiligung des Verbandes, bei dem ich tätig war, von der Arbeitgeberschaft der Industrie ins Leben gerufen. Seinen Zweck legten die Statuten dahin fest, das wirtschaft-

liche Verständnis und den sozialen Frieden in der Schweiz durch publizistische Aufklärung über wirtschaftliche, kulturelle und soziale Fragen zu fördern. Das Blatt kämpfte von allem Anfang an mit offenem Visier. Nie wurde verheimlicht, daß es vom Arbeitgeber abonniert und seiner Belegschaft unentgeltlich zugestellt werde. Neben seinem Gewerkschaftsblatt sollte der Arbeiter auch die Ansicht seines Arbeitgebers kennenlernen und sich dann — gestützt auf diese Information von beiden Seiten — seine eigene Meinung bilden.

Das Jahr 1933 fiel in *eine turbulente Zeit*, weshalb die «Werkzeitung» mit erheblichen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Gewerkschaften setzten ihr erbitterten Widerstand entgegen, was aber auf die Dauer nicht verhindern konnte, daß ihr eine gedeihliche Entwicklung beschieden war. Heute erscheint sie — bedeutend reichhaltiger als bei ihrer Gründung — monatlich in einer Auflage von rund 220000 Exemplaren.

Als der erste Redaktor starb, wurde ich, nachdem ich seit der Gründung der Redaktionskommission angehört und schon bis dahin jede Nummer einen Beitrag von mir enthalten hatte, 1941 zu dessen Nachfolger bestimmt. Die mir damit übertragene Mission, die — wie gesagt — beinahe ein Vierteljahrhundert dauerte — bereitete mir ungetrübte Freude. Das Blatt war für mich *ein hoch willkommenes Sprachrohr*, drang es doch mit seiner ungewöhnlich hohen Auflage in Leserschichten, die auf einem anderen Wege nicht zu erreichen waren.

Die Zeiten der polemischen Auseinandersetzungen lagen hinter uns, denn die Sozialpartner waren sich näher gerückt. So ließ ich mich in meinen kurzen Artikeln, die in den letzten Jahren regelmäßig die erste Textseite des Blattes belegten, von der Richtschnur leiten, *aufbauende Arbeit* zu leisten, das Trennende zwar nicht einfach zu negieren, aber doch gegenüber den weit überwiegenden gemeinsamen Interessen in den Hintergrund treten zu lassen. Das tat ich aus voller Überzeugung, und bis heute bin ich ein geschworener Feind jener öden Kritikasterei geblieben, die sich gerne hinter dem gelehrt erscheinenden Begriff des Non-Konformismus verbirgt.

Ab und zu scheute ich mich nicht, aus Quellen zu schöpfen, die mir meine germanistischen Studien erschlossen hatten. Gerne gab ich auch den in mir schlummernden pädagogischen Neigungen Raum, um sie der staatsbürgerlichen Erziehung dienstbar zu machen. Kontakt mit der Leserschaft suchte ich durch einen alljährlich veranstalteten, mit Preisen bedachten *Wettbewerb*, der ein bestimmtes Problem zur Diskussion stellte. Die Sichtung und Klassifizierung der stets zwischen 100 und 150 eingehenden Antworten bereiteten mir zwar viel Arbeit, aber noch mehr Freude. Ich erhielt Kenntnis von in vertrauensvoller Offenheit geschilderten Schicksalen, was mir großen Respekt einflößte vor der Tapferkeit, mit der sich kleine Leute oft — allen Widrigkeiten zum Trotz — durchs Leben schlagen.

Schrift und Wort

Meine journalistische Arbeit ergänzte ich, wo immer ich dazu Gelegenheit fand, durch das Wort, indem ich vor den verschiedensten Auditorien *Vorträge* hielt. In vielen Variationen kreisten diese um die erstaunliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die von der offenen Gegnerschaft über die gegenseitige, wenn auch widerwillige Duldung zur sachlichen Zusammenarbeit führte. Sprach ich vor Arbeitgebern, so verfehlte ich nicht, sie eindringlich zur Pflege eines guten Betriebsklimas, zur Kontaktnahme mit der Presse und zur Anteilnahme an der Politik, das heißt am Geschehen in der Öffentlichkeit zu ermahnen.

Mich selbst führte *die Politik* in die Parlamente auf dem Boden der Gemeinde, des Kantons und des Bundes, wodurch ich eine weitere Gelegenheit erhielt, meine Ideen in der Öffentlichkeit zu vertreten. Eine starke innere Entwicklung gab dieser Tätigkeit das Gepräge. Ich war in jungen Jahren ein recht forscher Fechter, der vor dem Getümmel des politischen Kampfes keineswegs zurückschreckte. Mehr und mehr machte ich dann aber einen inneren Wandel durch, der mich zwar weder kampfes müde noch kampfescheu werden ließ, der aber doch in mir die Sehnsucht weckte, vor allem praktische Arbeit zu leisten; sich nicht nur in Wortgefechten zu verlieren, sondern etwas Positives zustande zu bringen.

Diese innere Entwicklung wurde entscheidend beeinflußt durch das im Verband Erlebte. Dort hatte der Wille zur Verständigung den rücksichtslosen Kampf abgelöst, und da bewegte mich unwillkürlich die Frage: Ist in der Politik unmöglich, was in der Wirtschaft möglich war? So wurde ich mit der Zeit aus einem auf der Rechten stehenden Eiferer *ein Mann der Mitte*, der bemüht war, in schwierigen Situationen einen für alle, die guten Willens sind, gangbaren Weg zu finden. Aus diesem Bestreben ist mancher Kompromiß entstanden, der anfänglich oft hüben und drüben angefochten war, mit dem man sich aber nachher in der Praxis meistens ganz gut abzufinden vermochte. Bei dieser Einstellung war es mir allerdings nicht möglich, auf der ganzen Linie den offiziellen Standpunkt der Arbeitgeberschaft hundertprozentig zu vertreten; aber — was für meine Stellung im Parlament von entscheidender Bedeutung war — ich entging jener Gefahr, zum einseitigen Interessenvertreter deklassiert zu werden.

Ein Glücksfall

Rückblickend darf ich ohne Umschweife gestehen, daß es — nicht etwa nur in finanzieller Hinsicht, was aber auch nicht zu verachten war — einen Glücksfall in meinem Leben bedeutete, als ich mit dem Arbeitgeberverband schweizerischer Maschinen- und Metall-Industrieller zusammenkam. Zwar

trat ich *keinen leichten Weg* an, aber verschiedene günstige Umstände halfen mir über alle Schwierigkeiten hinweg.

Einmal konnte der Verband, in dessen Dienste ich trat, besondere Bedeutung für sich in Anspruch nehmen — nicht nur kraft der wirtschaftlichen Macht, die er repräsentierte, sondern auch auf Grund der *aufgeschlossenen, fortschrittlichen Haltung*, die einzuhalten ihm vornehme Tradition gebot. Davon erfuhr die Öffentlichkeit allerdings wenig, weil es die Arbeitgeber im allgemeinen gar nicht lieben, an die große Glocke zu hängen, was in ihren Betrieben freiwillig zugunsten der Arbeiterschaft geschieht.

Jedenfalls war ich schon in der Zeit vor dem Friedensabkommen nicht selten erstaunt darüber, mit welchem Ernst und auch mit *wie viel Wohlwollen* alle Fragen des Arbeitsverhältnisses beraten wurden, und ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Arbeitgeber sich nach außen gerne bärbeißiger geben als sie es in Tat und Wahrheit sind. So hätte ich im stillen ab und zu gewünscht, ein geheimer Draht würde das Sitzungszimmer des Arbeitgeberverbandes mit der Monbijoustraße in Bern verbinden, um dort dem Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiterverband, dem späteren Hauptpartner des Friedensabkommens, die Möglichkeit zu geben, aus direkter Quelle zu vernehmen, wie viel Verständnis seinen Anliegen entgegengebracht wird.

Die größte Erleichterung aber bedeutete für mich *die volle Freiheit*, die ich genoß. Nie in all den vielen Jahren wurde der Versuch unternommen, auf meine Haltung in Wort und Schrift Einfluß zu nehmen. Ich wußte diese wahrhaft liberale Toleranz um so mehr zu schätzen, als es mir natürlich nicht verborgen bleiben konnte, daß nicht alles, was ich als Journalist geschrieben und als Parlamentarier gesprochen habe, in Arbeitgeberkreisen ungeteilten Beifall fand. Es lag aber — auf längere Frist gesehen — gewiß auch in ihrem Interesse, mir großzügig zu erlauben, eine unabhängige Stellung zu behaupten.

Am 28. Februar 1967 schloß ich zum letzten Mal die Türe meines Büros an der Dufourstraße hinter mir zu. Wie viel hatte sich doch in den 38 zurückliegenden Jahren verändert, wovon ich einiges hier wenigstens gestreift habe. In den leitenden Gremien des Verbandes saß keiner jener Männer mehr, die ich beim Antritt meiner Stelle kennenlernte, ja deren Söhne tragen sich schon mit dem Gedanken, ins zweite Glied zurückzutreten. Die Geschäftsstelle des Verbandes hat die Dufourstraße verlassen, um in einem repräsentativen Neubau am Kirchenweg ihren Sitz aufzuschlagen. Für mich war das der gegebene Zeitpunkt, *unter meine Arbeit den Schlußstrich* zu ziehen — eine Arbeit, von der ich sagen darf, daß ich sie mit Hingabe geleistet habe, weil sie meinen Fähigkeiten entsprach. Günstige äußere Umstände erlaubten mir, sie zur vollen Entfaltung zu bringen. Ich bin meinen vorgesetzten Instanzen zu herzlichem Dank verpflichtet, daß sie durch ihr Verständnis dafür die nötigen Voraussetzungen schufen.